

Der Tod des Kapitäns

Autor(en): **Thurow, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 34

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die meisten Bilder sind aus Berner Privatkabinetten ins Ausland verkauft worden. Erhalten ist uns das Bildnis des Dekans Hummel und, wie oben erwähnt, ein Frauenbildnis und ein Selbstbildnis.

Im Jahre 1696 folgte Josef Werner einem ehrenvollen Ruf des preussischen Ministers Dankelmann als Leiter der neuen Akademie nach Berlin. Mit diesem Amte verbunden war die Aufsicht über die Häuser, die Malereien, „Tapezereien“ und die Kuriositäten-Kabinette des Kurfürsten. Doch erlebte Werner schon nach kurzem Enttäuschungen, die ihm das Amt verleideten. Er kam aber erst 1707 zur Ausführung seines Entschlusses, von Berlin wegzuziehen. Werner starb 1710, offenbar nicht in Bern.

Von seinen Werken sind in Augsburg eine „Versuchung des hl. Antonius“, ein „Abendmahl“ in der dortigen Kreuzkirche, die „Gewinnssucht“ in der alten Pinakothek in München, „Lobias, den erschlagenen Juden begrabend“ in Wien, zwei Miniaturen in Berlin. Einige seiner Porträts und Gemälde werden von bekannten Kupferstechern gestochen.

Der Wald.

Von Rudolf Kiesenmeny.

Dort im Wald in der unberührten Stille klingt vernehmlicher uraltes und geheimnisvolles Raunen: ein Lied, das der Wind in den Baumkronen harft, dem das Knacken trockenen Holzes oder das Pflücken scheuer Regentropfen in Laub, verstreuter Vocruf von Vögeln, lustiges Schwirren der Insekten Begleitmusik spielt.

Waldwanderung: Da ist kein Gedanke, der nicht irgend Gestalt nehmen, in überraschender Erscheinung vor uns aufstehen könnte. Märchenerinnerungen aus Jugentagen umflattern den Pfad. Da sprudelt unter lichtgesprenkelter Wölbung des Blätterdachs ein Waldquell, ein Ast knickt irgendwo unter der Dichtung des Gehölzes. Ein Zauber wirkt unter der Kuppel der goldgrün-gelpannten Bogen, zwischen den mächtig ragenden Pfeilern bemooster Stämme. Im würzigen Laubgeruch, im leisen Wehen der Wipfel tritt das Märchen zu uns mit seinen leuchtenden Rätselaugen. Und es hat in sich alles Wesen des heimatischen Waldes aufgefunden: die Herbe seines Duftes, das Dämmerdunkel seiner weiten Räume; die Klarheit des plätschernden Quells, die Hellstimmigkeit des Vogelrufs, die ganze Kraft und anmutende Feierlichkeit der unverfälschten Natur.

Es ist ja nichts anderes, als der Ausdruck unserer Sehnsucht über den grauen Alltag hinaus zu Licht und Freudigkeit, aus der Enge klugen, vernünftigen Tuns, zur Weite und Freiheit von Schauen, Empfinden und Genießen. Stunden kehren zurück von denen die Ferne alle Erden schwere ablößte, daß sie nun in klarer Reinheit vor uns erscheinen. Da sind Waldwinkel, entlegene Wiesen, schattige Hänge und Halben, die sich seltsam dem Erinnerungsgefühl verquiden. Kleine Zufälligkeiten des Erlebens erstehen wieder, ein Sonnenuntergang etwa am Waldbrand, da Gewölke in Feuerflammen verglomm, Heimkehr nach einer Wanderung, ein Gebinde buntblühender Waldblumen in der Hand, einen lustigen Strauß am Hute...

Die Stadt in der Tiefe hastet, schrillt und braust, an Hängen aufwärts klimmen in ihrer umzirkten Regelmäßigkeit die Felser. Dunkel über die Berghöhen aber ragt der Wald, wie eine Wolke über der Fruchtbarkeit des Tales. Er steht als Wahrzeichen einer ewigen Sehnsucht...

Der Tod des Kapitäns.

Mitten auf dem Ozean war ihm das Unglück zugestoßen. Ein Wirbelsturm hatte den Dampfer in seinen satanischen Tanz gerissen. Die Nacht war finster, die Heimatküste fern. Schwer donnerten die Wogen aufs Verderb; bis zur Kommandobrücke hinauf schleuderten sie ihren Gischt, wo er aufrecht stand, mit klarem Kopf und ruhigem Blut,

wie seit vielen Jahren. Da kam eine Meldung von unten: Maschinendefekt! Er wendete den ergrauten Kopf vom Sprachrohr, schrie seinem Assistenten ein Wort ins Ohr und ging hinunter, um selbst nachzuschauen. Bei seinem Abstieg erloschen die Lichter des Schiffes, bis auf einige Notlampen, die nicht von der Turbine her gespeist wurden. Ein Fehltritt ließ ihn stürzen und eine gerade dahervollende Woge schleuderte ihn gegen den Sockel des nächsten Kamins.

Das Wüten der Elemente steigerte sich noch. Es war, als ob sie triumphierten: Endlich haben wir dich, du Eisenbart! Einmal mußten dich unsere Fäuste zermalmen! Laßt sehen, laßt sehen, piff es durch das Gestänge und um die Masten, ob wir nicht das ganze Schiff zerbrechen und mit dir in die Tiefe reißen!

Aber das Schiff widerstand, denn auch es war ein Stück Natur, und in sich trug es den geheimen Sinn des Lebens, das sich nicht ergibt, bevor alle Hoffnung verloren ist. Als die Not über die Brüstung grinst, an Ketten und Läden rasselte, da begann das Fünkeln der Intelligenz zu spielen; es zündete in das Gliedergewirr der Maschine hinab und löste die Fesseln und Spannungen des Steuerapparates. Ein unüberwindlicher Streiter ist der Mensch, wenn ihn den Vernichtungswille des Schicksals nicht aus tödlichem Hinterhalt überrascht.

Zwar war einer gefallen, der so oft den Kampf mit der Gewalt bestanden hatte. Der Kapitän lebte noch, aber er war in der Brustseite getroffen; eine innerliche Blutung hatte ihn geschwächt. Er war schon bald aufgefunden und auf sein Lager verbracht worden. Der Arzt bereitete Mixturen und legte Kompressen auf. Eine junge Krankenschwester reichte ihm auf seinen Wunsch Tee mit Rum.

Das Gros der Passagiere erfuhr vom Unfall des Kapitäns erst am folgenden Nachmittage, beim Kaffeetisch. Es war stark von der Seekrankheit mitgenommen und lag lag lange mit halbgeschlossenen Augen in den Kabinen, hinter deren dicht geschlossenen Fenstern das schäumende Seeungeheuer dahintobte. Der heranbrechende Tag brachte einige Milderung der quälenden Angst. Und als endlich der schwankende Boden wieder kurze Geherläufe erlaubte, da gebrauchte man Zeit, sich im eigenen Kopf zurechtzufinden und sich aufzurichten am Gedanken, wie tapfer man selbst die „verfluchte Geschichte“ mit überstanden hatte.

Wie nun die Kunde von dem Ereignis die Kunde machte, gab sich eine allgemeine Bestürzung zu erkennen. Obgleich nur wenige dem Verunglückten persönlich näher getreten waren, genoß er doch vielseitige Sympathien. Er war der „Schiffsvater“, eine Benennung, die schon lange Kurs hatte und von einem Passagierdöcklein auf das andere übertragen wurde und somit an Bord ständige Geltung hatte. Groß, wetterhart, mit gebräunten Wangen und dem prüfenden, aus kleinen klugen Augen leuchtenden Blick gleich er einigermaßen dem alten Seebären der Kinderbibel. Zudem besaß er, wie behauptet wurde, keine Familie und steuerte somit ohne näheren Anhang in der Welt herum. Dieser Umstand erhöhte noch die Anteilnahme an seinem Geschick, besonders auf Seiten der Frauen.

Das Wetter wendete sich völlig zum Bessern. Ein schöner Mittag zog schimmernd über der noch leicht wogenden Fläche des Meeres herauf. Der Kapitän litt nicht sehr, er war nur schwach, schien leicht eingefunken und nahm außer Tee nichts zu sich. Die Schwester las ihm die einlaufenden funktelegraphischen Nachrichten vor. Der Doktor sprach von der Tunlichkeit einer Sauerstoffeinprägung.

Der Kapitän lehnte wortkarg in seinem Kissen und knurrte kurz dagegen:

„Das kennen wir — mit dem Sauerstoff! Ist aber nicht nötig, wird auch ohne das gehen!“

Am zweiten Tag nach dem Unfall, gegen Abend, verlangte er, an Deck gebracht zu werden. Ganz vorn, in der

Rieled, sollte man ihm einen Stuhl zurechtstellen. Mit einem Segeltuch ließ sich der Winkel absperrern. Gleich jetzt wollte er hinauf.

Die Krankenschwester wechselte mit dem Arzt einen Blick. Aber der Doktor machte keine ernsthaften Einwendungen. Er kannte den Alten — und übrigens ließ sich nach seinem Dafürhalten der fatale Ausgang der Sache doch nicht mehr abwenden.

An den langen Eßtischen der Kajüte klapperten sie mit Messern und Gabeln, als er von vier blauen Jungen sorgfältig und fast unbemerkt hinaufgetragen wurde. Der Schwächteste von ihnen zerquetschte sich, wie er den „Alten“ plötzlich so hilflos vor sich sah, mit seinem Armel eine große Träne aus dem Auge.

Nur die Schwester blieb in der Nähe des Patienten. Auch sie hielt sich ein wenig im Hintergrund, denn sie wollte ihm nicht vor der Sonne sein, die eben in schönem Purpur über der dunkelblauen Spiegelfläche des Meeres schwebte. Bald würde der Feuerball unter die Horizontlinie hinabschwellen und der letzte köstliche Strahl im Raum zerfließen.

Regungslos lag der Kapitän im Stuhl. Die rechte Hand hatte er unter die Wolldecke geschoben, auf die linke Brust, wo er das dumpfe und schwere Pochen des Herzens unter seinen Fingern spürte. Er sah still in den Abend hinaus; seine derben, in Stürmen und Gefahren gewissermaßen verwitterten Züge schienen wie vergeistigt.

Es wurde ein wenig kühler. Die Sonne versank im Meer — aber die Schwester war zur Hand. Gegen die linke Längswandung, von wo die frischere Luft heraufstutete, stellte sie eine spanische Wand. Auch bettete sie ihm den Kopf noch etwas höher, damit er besser über die Brüstung hinausschauen konnte. Dann huschte sie davon, um noch einmal für lindernden Tee zu sorgen.

Sein Blick aber heftete sich auf ein neues Schauspiel. Wo die Sonne untergegangen war, begann sich das eben noch tiefdunkle Wasser mit einem rötlichen Schein zu beleben. Wie ein zitternder Feuerhauch spielte es aus der Tiefe, lief strahlenförmig auseinander und verschwand wieder in der unendlichen Weite.

Der Kapitän lächelte. Der Leuchtturm war's — der Wächter am Eingang des Heimathafens — jetzt noch versunken im Meer, aber aufsteigend, höher und höher, bis sein wachsendes Licht alles Irrende und Schweifende wie ein starker Magnet an sich zog.

Wie oft hatte er von seinem Standort auf der Kommandobrücke die kreisende Fackel begrüßt — bisweilen zerstreut und wie unbewußt, manchmal aber mit einem ehrlich-fröhlichen Fluch: das war dann, wenn eine Fahrt mit Hindernissen hinter ihm lag, wenn er mit den Furien der See gerungen hatte. Drei Jahrzehnte lang trugen ihn die Schiffe seiner Gesellschaft über das Meer; zweimal hatte er als Letzter sein sinkendes Fahrzeug verlassen, nachdem alle andern in die Rettungsboote verstaubt waren.

Die Erinnerungen überkamen ihn mit der Gewalt eines Rausches... Nun aber hatte sich auch das ferne Leuchtfeuer schon über den Wasserpiegel erhoben. In regelmäßigen Zwischenräumen warf es seinen schwankenden, zerflatternden Ring durch die Nacht. Die Hand des Kapitans lag noch unter der Wolldecke, da, wo das Herz arbeitete — träge und gleichsam unter mühsamen, dumpfen Stößen. Er war in eine Tätigkeit vertieft; er stellte die beiden Rhythmen gegeneinander — er maß den Schlag des Herzens an dem Kommen und Gehen des Lichtes...

Wie war es doch? So — jetzt hatte er's. Das Herz schien einen kleinen Vorsprung zu haben, oder täuschte er sich? Jetzt verspätete es sich wohl — kam nicht nach — wie lange brauchte es noch, sich zu heben? Das Licht hatte eine Runde gewonnen.

Sonderbar deutlich wurde das alles und zu unerschütterlicher Gewißheit. Und diese Gewißheit weckte einen heiteren, frommen Gedanken.

Wandern würde das Licht — und nicht stille stehen, wie ein Herz, wie dieses Herz, das am Ziele war. Strahl um Strahl würde es hinausenden in die Welt — die Schiffe aber, schwere Schiffe voll Leben, erreichten den schützenden Hafen...

Noch schien das stille Antlitz des Kapitäns ganz dem Schauspiel zugewendet. Ueber die Stirn hauchte die Röte der Leuchtturmflamme. An seine Seite trat fast lautlos die junge Schwester. Leise nahm sie seine Hand — hielt sie in der ihren — und legte sie ihm auf die Brust hinauf, zur andern...
S. Thurow.

Fort Hauteville

(bei Dijon.)

Burgundische Sonne im Julibrand

Sengt Wälder und Wiesen, Stadt und Land.

Verfallen dem Schlummer, traumlos und matt,
Des Lebens Stimmen, Wind und Blatt — —

Die Straße glüht — — kein Tritt, kein Troß,
Ersterbend rieselt der Springborn im Schloß.

Unheimlich, wie dumpfe Schwüle der Nacht,
Brütet der Tag, in Schwermut erwacht — —

Tot ist das Fort. Ein grauer Block.

Die Tricolore hängt schlaff am Stod.

Kein Wort, keine Sperre, nichts hemmt den Schritt —
Anirscht nicht von ferne der Wache Tritt?

Nichts regt sich... Kein Bajonett... Kein Halt!

Im Schläfe die Festung, wie Feld und Wald...

Gebüsch verdeckt Rasematten und Turm,
Drahtwerk und Gräben wehren dem Sturm,

Im Grafe reckt sich der Mohn empor,
Rot zündet das Feld vor Brücke und Tor,

Und Reih' an Reihe, Rad an Rad,
Des Krieges Werkzeuge, in langer Mahd,

Caissons und Geschütze, vom Roste rot,
Nun selber zerschossen, gebrochen und tot.

Zerfezt die Lafetten, zersprungen der Schlund,
Nimmer zerreiht ihr Geschöß den Grund.

Zu Tausenden sind sie zusammengestellt —
Auf allen liegt der Fluch der Welt.

In flimmernder Luft wogt grausige Flut:
Vom Völkermord das geschändete Blut!

Es glüht in loderndem Julibrand,
Sein Glühen sengt das burgundische Land.

Gottl. Landolf.

Trozkis auf Reisen.

Trozkis, der Leiter der roten Armee, soll sich nach Berlin begeben haben. Wieso? Die Propheten, welche auf einen nahen Sturz des Sowjetregimes hoffen, möchten darin gerne ein Anzeichen auf den baldigen Zusammenbruch der roten Macht sehen. Die andern, die immer noch die bevorstehende Weltrevolution fürchten, ahnen einen neuen bolschewistischen Anlauf in Deutschland und sehen schon Trozkis als Leiter einer deutschen roten Armee im Anmarsch auf den Rhein. Was der rote Militarist in Wirklichkeit sinnt und will, weiß niemand.

Merkwürdige Anzeichen beginnenden Umschwungs in der